

Gerhart Wagner könnte heute, ein paar Wochen vor seinem 88. Geburtstag, in Stettlen ein beschauliches Leben führen. Der bekannte Botaniker und ehemalige Rektor am Berner Gymnasium Neufeld ist aber nicht einer, der sich auf seinen Lorbeeren ausruht. Vor fünf Jahren war das nicht anders, nachdem er vor der Deutschen Quartärvereinigung in Bern einen Vortrag gehalten und nachdem er in der «Eclogae», der renommierten Zeitschrift der Schweizerischen Geologischen Gesellschaft, eine Arbeit publiziert hatte. Wagner, der im Worblental den Versuch gewagt hatte, «Unklares aufzuklären», wie er sagt, «konnte nicht aufhören zu denken».

Mittlerweile war er überzeugt, dass sich mit seinem Mittelmoränenmodell mehr erklären liesse als die blosse Existenz des einen oder anderen Hügelchens. Aus seiner Sicht ging es dabei auch um bedeutende Landschaftsstrukturen wie die Insel Reichenau im Untersee und die grössten Moränen Europas bei Ivrea in Norditalien. Es war der emeritierte ETH-Professor und Quartärgeologe René Hantke, der den Arbeiten des fünf Jahre älteren Wagner eine grosse Bedeutung zuschrieb. Diese Unterstützung machte auch Wagner mutiger. Als er Ende 2002 in der Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich einen Beitrag über die Mittelmoränen im Kanton Zürich publizierte, wies er erstmals auf «weitreichende Konsequenzen bezüglich bisheriger Lehrmeinungen» hin.

Die Vorstellung, ein Gletscher transportiere den grössten Teil des Schuttes an seinem Grund, müsse aufgegeben werden, schrieb er; der Haupttransport erfolge vielmehr auf der Oberfläche durch die Mittelmoränen. Diese bezeichnete er als «eigentliche Zubringer der gewaltigen im Alpenvorland liegenden Massen eiszeitlichen Schuttes». Das Mittelmoränenmodell, «für alle Eiszeiten folgerichtig durchdacht», habe diverse Neuinterpretationen zur Folge.

Die Dissertation zurechtgebogen

Aufhorchen liess René Hantkes Nachwort: Wagner habe nicht ahnen können, welche Bedeutung seine Entdeckung einer eiszeitlichen Mittelmoräne bei Bern für die gesamte Quartärgeologie erlangen würde, schrieb er. In der neuen Optik zeige sich, dass Mittelmoränen, «bisher als unbedeutende Details betrachtet», geeignet seien, «einige als unumstösslich geltende Axiome in Frage zu stellen». Nebst einer grundlegenden Korrektur des Drumlin-Begriffs erfüllten endlich auch die Deckenschotter, Ablagerungen aus älteren Eiszeiten, eine plausible Erklärung. Weil Mittelmoränen in der Lage seien, Schutt an beliebigen Punkten und auch auf Hochflächen abzulagern, müssten solch alte Schottervorkommen nicht mehr in jedem Fall als Überreste grösserer, durchgehender Komplexe in einstigen Talebenen gedeutet werden.

Und schliesslich schrieb Hantke, Wagners Erkenntnisse seien gar dazu geeignet, Vorstellungen über Entstehung und Wandel des voreiszeitlichen Grundreliefs «neu zu beleben». Hantke hatte schon in den 60er-Jahren an den gängigen Theorien gezweifelt: Um seine Dissertation mit der Lehrmeinung in Einklang zu bringen, habe er ein paar Dinge «leicht zurechtbiegen müssen», sagt er. Allerdings war er nicht darauf gekommen, Mittelmoränen als potente Schuttzubringer zu interpretieren. «Das ist Wagners Idee.»

Frontalangriff auf die Lehrmeinung

Wagner und Hantke stellten mit ihrem «viel plausibleren, kohärenten Erklärungspaket» tatsächlich einiges in Frage. So unter anderem Theorien zur Entstehung der Täler, etwa das von Christian Schlüchter, Professor für Quartär- und Umweltgeologie in Bern, vertretene Konzept einer «mittelpleistozänen Wende». Schlüchter beschrieb diese Wende in einer seiner Arbeiten als einen Wechsel der dominanten geologischen Vorgänge im nördlichen Alpenvorland – als Wechsel von Erosion zu Akkumulation, begleitet von einem «tektonischen Ereignis». Wagner und Hantke aber hielten nichts von der Idee, Gletscher hät-

ten zunächst Täler gebildet, und dieselben Täler seien später von denselben Gletschern mit Material aufgefüllt worden. Solche Annahmen seien «ebenso unnötig wie unwahrscheinlich», schrieb Wagner in seiner Zürcher Arbeit Ende 2002.

«Am Boden zerstört»

Das war starker Tobak. Kein Jahr später veröffentlichten acht Quartärgeologen – unter ihnen Christian Schlüchter – eine vernichtende Replik. Wagners Ansichten seien in der Fachwelt «keineswegs weitgehend akzeptiert, wie von ihm geäussert». Im Gegenteil: Seine Theorie stosse «auf berechtigten Widerstand», schrieben sie. Wagner bringe Begriffe durcheinander, argumentiere «ausschliesslich und einseitig» aus der Mittelmoränen-Optik heraus und operiere «fast durchwegs» nur mit Behauptungen. Auch den Hühnerbühl, Ausgangspunkt von Wagners Arbeiten, liessen sie nicht aus. Es handle sich dabei weniger um das «schönste Beispiel einer frontal gestauchten Mittelmoräne» als vielmehr um einen Schotterkörper, «möglicherweise ein Erosionsrelikt eines einst grösseren Vorkommens». Fazit: Der Komplexität der geologischen Vorgänge im Umfeld von Gletschern werde Wagner «in keiner Weise gerecht». Sein Modell sei nicht dazu geeignet, zur Beantwortung «zugegebenermassen wichtiger Fragestellungen der Eiszeitgeologie» etwas beizutragen.

Wagner fühlte sich zunächst «wie am Boden zerstört». Bald aber habe er die «erstaunlichen Schwächen» der Replik erkannt, sagt er: «Es ist wie beim Kartenspiel. Sie haben die Sechser und Siebner, Hantke und ich die Trümpfe.» Er rappelte sich auf und warf seinen Gegnern in einer neuerlichen Entgegnung vor, sie würden «vollkommen übersehen», was sich während ei-

ner längeren Stillstandszeit in Bezug auf Mittelmoränen abspiele. Tatsächlich waren seine Kritiker auf diesen Punkt nur am Rand eingegangen. Sie hatten allerdings festgehalten, es sei «bisher nicht belegt», dass der von der «Obermoräne» abgelagerte Schutt eigenständige Formen bilden könne. Erstmals ging Wagner in seiner Entgegnung über das rein Sachliche hinaus: Es sei offenkundig: Mit seinem Modell sei ein «empfindlicher Nerv der Quartärmorphologie» blossgelegt worden. Weil die Konsequenzen «so weittragend» seien, «kann der Ansatz nicht stimmen», schrieb er: «Es kann nicht sein, was nicht sein darf.»

Für Wagner ist damit alles anders geworden. Eine Arbeit zu den Deckenschottern, in der er das klassische Talbildungsmodell in Frage stellt, wird von der Fachzeitschrift «Eclogae» abgelehnt. Mit wenig Erfolg versucht er seither ebenfalls, die Geologische Landesaufnahme dazu anzuhalten, bei Neukartierungen dem Mittelmoränenmodell «die nö-



Bekannter Botaniker mit Hang zur Geologie: Gerhart Wagner. MANU FRIEDERICH

tige Aufmerksamkeit zu schenken» – etwa bei Drumlins, die gemäss Lehrmeinung unter den Gletschern entstanden sind. Aus Wagners Sicht sind aber die meisten dieser länglichen Hügel nichts anderes als – Ablagerungen von Mittelmoränen. Die Geologische Landesaufnahme orientiere sich primär an der gängigen Lehrmeinung, heisst es dort, aber auch an den Einschätzungen der eigenen Fachleute – und diese seien von Wagners Theorie eben auch nicht überzeugt.

«Geblendet von einer fixen Idee»

Zu einem Zerwürfnis ist es auch mit Professor Schlüchter gekommen. Gerade bei ihm, dem Eiszeitforscher schlechthin, hatte Wagner stets gehofft, er möge «irgendwann umschwenken». Entsprechend hatte er stets versucht, ihn zu überzeugen – was im Frühling 2003 auf einer Exkursion ins Knodnauer Amt offenbar gründlich misslang. Eine Stellungnahme zu Wagners Mittelmoränenmodell lehnt Schlüchter gegenüber dem «Bund» ab. Er ist – im Zusammenhang mit Wagner – nicht einmal bereit, die derzeit gültige Lehrmeinung zu skizzieren. Andere Geologen geben sich ebenfalls zurückhaltend, lassen aber durchblicken, dass es Wagners Stilist, der ihnen nicht behagt. «Gewisse Dinge» habe er richtig aufgezeigt, sagt einer. Dann sei Wagner aber – «geblendet von einer fixen Idee» – zu weit gegangen. Dass er als Biologe ein Aussenseiter sei, spiele keine Rolle, «es ist die Qualität seiner Argumente.»

Wagner aber verfolgt das Thema hartnäckig weiter und wünscht sich, seine Theorie werde wenigstens einmal gebührend diskutiert. Oder mittels einer Computersimulation überprüft. Da stellt sich die Frage, was den Vater von vier erwachsenen Kindern aus erster Ehe und zehnfachen Grossvater stets von Neuem antreibt, immer wie-

der Arbeiten zu verfassen – statt mit seiner Frau den Lebensabend zu geniessen. «Es geht um Naturforschung», antwortet er. Schon als Gymnasiallehrer, als er seinen Schülern die eiszeitlichen Verhältnisse im Raum Bern zu erklären hatte, habe er «darunter gelitten, dass ich es selber nicht richtig verstehen konnte.» Er habe festgestellt, dass «da etwas nicht stimmen kann, dass es anders ist, als es die Theorie besagt – das muss einen Naturforscher doch animieren, sich auf die Suche zu begeben».

Nachdem das von Wagner und Hantke überarbeitete Manuskript zu den Deckenschottern von der «Eclogae», der Zeitschrift der Geologischen Gesellschaft, diesen Sommer endgültig abgelehnt worden war, hatte Wagner genug. Ende Juli brachte er das Austrittsschreiben zur Post. Erziehe die Konsequenzen aus der «betrüblchen Erkenntnis», dass er in dieser Gesellschaft offenbar fehl am Platze sei, schrieb er und wurde grundsätzlich: Wissenschaft lebe vom steten Zweifel. Ihr Geschäft sei das Hinterfragen – nicht das Aufrechterhalten von Dogmen. Aber genau das habe er erlebt: Einem echten Gespräch seien jene, die ihn angegriffen hätten, stets ausgewichen – «die Eiszeittheorie, als sie aufkam, hätte bei ihnen wohl auch keine Chance gehabt». Er verlasse die Gesellschaft «aus Enttäuschung darüber, dass ich bei den massgebenden Personen keine Gesprächsbereitschaft fand für einen unorthodoxen Denkansatz, dessen Zeit offenbar noch nicht gekommen ist». Der letzte Satz in Wagners Brief aber lautete: «Ich werde das Mittelmoränen-Modell, zusammen mit Prof. René Hantke, trotzdem weiterverfolgen.»

Einige von Wagners Arbeiten sind auf seiner Webseite (www.wagnerger.ch) aufgeschaltet.



Mittelmoränen auf dem Aletschgletscher: Bloss «unbedeutende Details» oder hochpotente Schuttfließbänder?

FRED J. STAUFFER/ZVG